

MITCHELL SYMONS
Warum Frauen nicht werfen können ...

Buch

Was war zuerst da – Huhn oder Ei? Ist es moralisch verwerflich, eine CD zu kopieren, bevor man sie verschenkt? Was passiert mit den Exkrementen eines Kängurubabys, das im Beutel seiner Mutter wohnt? Warum hat das Fragezeichen die Form, die es hat? Warum haben Damenblusen die Knöpfe auf der linken Seite?

Unbeantwortete Fragen wie diese spuken oft tage- oder wochenlang in unseren Köpfen herum, ohne dass wir je eine plausible Antwort auf sie finden können. Mitchell Symons wollte sich mit diesem unbefriedigenden Zustand nicht abfinden und hat sich auf die Suche nach Erklärungen gemacht. Er hat Bücher gewälzt, Experten zu Rate gezogen, das Universum befragt – und Antworten gefunden! In »Warum Frauen nicht werfen können ...« klärt er nun endlich auf verständliche und herrlich unterhaltsame Weise die skurrilsten Mysterien des Alltags, kuriose wissenschaftliche Phänomene und moralische Dilemmas.

Ein absolutes Muss für alle, die nachts nicht länger über ungelöste Fragen nachgrübeln wollen!

Autor

Mitchell Symons, 1957 in London geboren, studierte Jura, arbeitete beim Fernsehsender BBC und später als Autor, Rundfunksprecher und Journalist. Er entwickelte zahlreiche Fernsehformate und war einer der Chef-Autoren des Brettspiels Trivial Pursuit.

Von Mitchell Symons bei Goldmann außerdem erschienen:

Wussten Sie schon ...? (15299)

Wussten Sie das auch schon ...? (15355)

Mitchell Symons

Warum
Frauen nicht werfen
können ...

und andere Rätsel des Alltags

Aus dem Englischen
von Franca Fritz
und Heinrich Koop

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2005
unter dem Titel »Why girls can't throw«
bei Bantam Press, London.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Dezember 2006

Copyright © der Originalausgabe 2005 by Mitchell Symons

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagabbildung: Getty Images

Redaktion: Antje Steinhäuser

KF · Herstellung: Str/JL

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-15396-4

ISBN-13: 978-3-442-15396-1

www.goldmann-verlag.de

Warum Mädchen nicht werfen können

Mein Vater ist an allem schuld. Er war wirklich ein toller Typ, keine Frage, aber eben auch ein eigensinniger Mistkerl. Er widersprach allem und jedem, einfach aus Spaß – selbst dann, wenn es nur ums Wetter ging, das einzige Thema, bei dem sich fast immer alle einig sind.

Wie dem auch sei: Neben der verdammt Gicht und meinem Doppelkinn habe ich von meinem alten Herrn auch ganz offensichtlich die Vorliebe dafür geerbt, mir immer und überall beide Seiten einer Medaille ansehen zu müssen. Während also der Rest der Welt gierig die neuesten Neuigkeiten über die Nachteile des Rauchens verschlingt, stehe ich mutterseelenallein da und frage: »Mag sein, aber was sind die Vorteile?«

Ich wollte schon seit langem ein Buch schreiben, das Antworten auf all jene Fragen bietet, die normalerweise niemand stellt – geschweige denn beantwortet bekommt.

Natürlich kommen in meiner Sammlung auch die profaneren Fragen des täglichen Lebens nicht zu kurz. Dennoch besteht kein Zweifel daran, dass es vor allem die wenn man so will etwas esoterischeren Fragen waren, die mich wirklich faszinierten und denen ich auch die meiste Energie gewidmet habe.

Das lag schlicht daran, dass ich ernsthaft wissen wollte, ob es moralisch richtig oder falsch ist, eine CD, die man einem Freund zum Geburtstag schenkt, vorher zuerst zu kopieren, warum »Bastard« ausschließlich als Beleidigung für Männer

benutzt wird, ob es gesundheitsschädlich ist, einen Furz zu unterdrücken, ob man durchs Sellerieessen tatsächlich Gewicht verliert, ob es möglich ist, sich mit der eigenen Faust k.o. zu schlagen, warum Männer sich ihren Bart nicht mit Hilfe der Elektrolyse entfernen, was mit den Flugzeugpassagieren geschieht, wenn jemand in der Luft den Notausgang öffnet, und natürlich, warum Mädchen nicht werfen können.

Doch ich bin in diesem Buch nicht nur meinen eigenen Fragen nachgegangen. Freunde und Leser meiner Kolumnen haben mich mit solch harten Nüssen bombardiert wie: Funktionieren GEZ-Peilwagen wirklich? Warum brauche ich eine Zigarette, ehe ich ordentlich aufs Klo gehen kann? Stimmt es, dass für Keith Richards ein Marsriegel zu einem flotten Vierer gehört? Was ist der taktvollste Weg, einem Freund beizubringen, dass er Mundgeruch hat? Bekommen Frauen, die zusammen wohnen oder arbeiten, zum gleichen Zeitpunkt ihre Periode? Ist es billiger, sich selbst als Paket nach Australien zu verschicken, oder sollte ich mir besser doch ein Flugticket kaufen? Und wie nennt man den Klang einer Hand, die klatscht?

Wo immer es möglich war, habe ich mich auf der Suche nach Antworten an die Quellen begeben. In vielen anderen Fällen nahm ich Kontakt mit einem Experten auf – oder mit mehreren Experten, die ich aus Gründen des besseren Erzählflusses zu einer einzigen Person verschmolzen habe. Hiermit möchte ich ihnen allen meinen großen Dank aussprechen. Darüber hinaus habe ich natürlich auf meine umfangreiche Bibliothek von Nachschlagewerken sowie auf das Internet zurückgegriffen (obwohl ich Letzteres hauptsächlich verwende, um mir Fakten bestätigen zu lassen und weniger als erste und wichtigste Informationsquelle).

Ich möchte diese Gelegenheit nutzen, mich bei all den

klugen Menschen zu bedanken, die mir dabei geholfen haben, diese außergewöhnlichen Fragen zu beantworten.

Nun zu einigen noch wichtigeren Danksagungen. Im Allgemeinen bedanke ich mich, aus Gründen der Fairness, immer in alphabetischer Reihenfolge. Aber da mir gerade aufgegangen ist, dass dies den Menschen gegenüber nicht fair ist, deren Name – so wie meiner – im Alphabet weit hinten kommt, beginne ich diesmal mit einem großen Dankeschön an meinen immer freundlichen und klugen Herausgeber Doug Young, dessen (scheinbar) grenzenloses Vertrauen ich mehr schätze, als ich in Worten ausdrücken kann. Und jetzt, nachdem ich dem großartigen Doug meinen Dank abgestattet habe, kann ich wieder zur alphabetischen Reihenfolge zurückkehren und dem Rest der Mannschaft herzlich danken: Luigi Bonomi, Richard Carr, Penny Chorlton, Patrick Janson-Smith, Sam Jones und Mari Roberts.

Daneben möchte ich mich bei folgenden Personen für ihre Hilfe, ihre Beiträge und/oder Unterstützung (moralischer oder sonstiger Art) bedanken: Gilly Adams, Russell Ash, Alison Barrow, Jeremy Beadle, Marcus Berkmann, Elizabeth Dobson, Paul Donnelley, Chris Ewins, Jonathan Fingerhut, Jenny Garrison, Rachel Jane, Keith Kendrick, Cora Kipling, Richard Littlejohn, Kirsty MacArthur, Tricia Martin, Keiran Mellikof, Emanuel Mond, Rex Newman, Chris Pilbeam, Nicholas Ridge, Charlie Symons, Jack Symons, Louise Symons, David Thomas, Martin Townsend, Katrina Whone und Rob Woolley.

Sollte ich jemanden vergessen haben, dann liegt dies – wie bei eventuellen Fehlern im Buch – einzig und allein an meiner eigenen Dummheit.

Mitchell Symons
thatbook@mail.com

? Wenn in der Samstagszeitung Grundstücke auf dem Mond zum Kauf angeboten werden – an wen müsste man sich wenden, um dort eine Baugenehmigung zu beantragen?

Wenn Sie das für eine außergewöhnliche Frage halten, wird die Antwort Sie erst recht umhauen. Wie sich nämlich herausgestellt hat, begeben wir uns mit dieser Frage in ein potenzielles juristisches Minenfeld. Warum? Als in den sechziger Jahren die ersten Fahrten in den Weltraum möglich wurden, konnten sich Amerikaner und Russen nur in einem Punkt einig: Kein Land der Erde sollte den Mond besitzen (vergessen Sie nicht – es gab einmal eine Zeit, in der die Amerikaner Angst hatten, die Russen würden vor ihnen dort oben ankommen). Zu diesem Zweck wurde 1967 extra ein Weltraumvertrag geschlossen.

Doch ein Amerikaner namens Dennis M. Hope fand eine Lücke in diesem Abkommen: Zwar durfte kein Staat den Mond in Besitz nehmen, aber das galt nicht für eine Einzelperson. Also meldete Hope am 22. November 1980 beim Grundstücksamt von San Francisco seine Besitzansprüche auf den Mond an – oder genauer gesagt: das Exklusivrecht auf die Vergabe legaler Besitzrechte an einem Teil des Mondes und, man glaubt es kaum, aller Planeten mitsamt ihrer Monde.

Man könnte Mister Hope durchaus als mondsüchtig bezeichnen (eigentlich sogar mit Fug und Recht), aber zumindest ist er reich und mondsüchtig. Und gewissenhaft: Zunächst teilte er die beleuchtete Oberfläche des Monds (also die der Erde zugewandte Seite) sorgfältig in einzelne Parzellen von jeweils etwas über 4000 Quadratmetern Größe ein, dann schloss er mit der U.S. Navy einen Vertrag über die Nutzung ihres Satelliten ab, damit er die Grundstücke foto-

grafieren und seinen Käufern einen »fotografischen Nachweis« ihrer Liegenschaften liefern konnte.

Hope gab seinem Unternehmen den Namen »Lunar Embassy« und verteilte seine Botschafter des Mondes auf der ganzen Welt. Als Botschafter des Mondes in Großbritannien beispielsweise fungieren Francis Williams und seine Frau Sue, die über die Firma »Moon Estates« jedem Interessenten ein einzigartiges Grundstück auf dem Mond »verkaufen«, komplett mit Übertragungsurkunde, Satzung, einem Zertifikat mit den exakten Koordinaten, einer Karte mit der ungefähren Position des Mondgrundstücks und den Abbaurechten – und das alles für zwanzig britische Pfund. In Deutschland bezahlt man für ein Mondgrundstück von tausend Quadratmetern zurzeit sogar nur 33 Euro!

Was die Erschließung des eigenen Mondgrundstücks betrifft, so wird die Sache schon kniffliger. Ich habe mit einem Juristen darüber gesprochen, und nachdem er sich die Lachtränen abgewischt hatte, erklärte er mir, dass eine geplante Bebauung auf zahlreiche Schwierigkeiten stoßen würde.

»Mal angenommen, der Erwerb eines Mondgrundstücks wäre legal ...« – wovon Dennis M. Hope felsenfest überzeugt ist - »... und niemand anderes auf der Erde könnte Besitzansprüche anmelden, was ist dann mit den Bewohnern anderer Galaxien? Würden die unsere Rechtsprechung anerkennen? Und wenn nicht, wer sollte dann als Schlichter fungieren? Zurzeit gibt



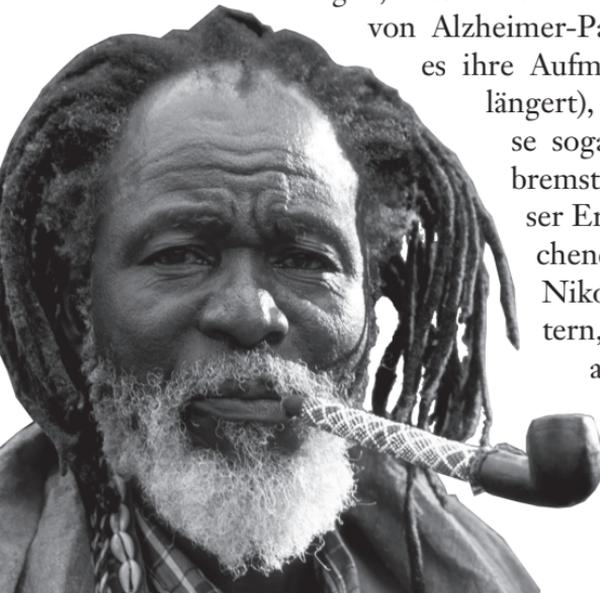
es noch keine Bauvorschriften für Mondgrundstücke. Und sollte der Mond wider Erwarten tatsächlich doch einmal ausreichend erschlossen werden, könnten sich diese Vorschriften als nachteilig für die Grundstücksbesitzer erweisen, die auf ihrem Land bauen wollen.«

Offensichtlich ist das Ganze nichts anderes als ein Luftschloss für Mondkälber – aber zum einen wird niemand zum Kauf gezwungen, und zum anderen sind zwanzig Pfund (oder 33 Euro) nicht viel Geld für ein wirklich ungewöhnliches Geschenk.

? Hat Rauchen auch Vorteile?

Rauchen hat tatsächlich Vorteile – und das sage ich als missionarischer Nichtraucher. Schon seit einiger Zeit ist bekannt, dass Raucher weniger anfällig für die Alzheimer-Krankheit sind als Nichtraucher; außerdem haben Forscher der englischen Reading University, unterstützt von Wissenschaftlern des medizinischen Forschungszentrums an der Duke University in North Carolina, Tests durchgeführt, die zeigen, dass Nikotin nicht nur die Symptome

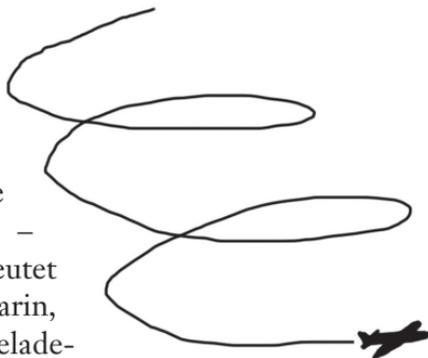
von Alzheimer-Patienten lindert (indem es ihre Aufmerksamkeitsspanne verlängert), sondern möglicherweise sogar den weiteren Verfall bremst. Die Auswirkungen dieser Erkenntnisse sind weitreichend: So wäre denkbar, dass Nikotin – in Form von Pflastern, nicht als Zigaretten – als Hilfsmittel für Schizophrenie oder Pati-



enten mit Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom (ADS) eingesetzt werden könnte. Doch das ist noch nicht alles: Wie eine 2001 durchgeführte Studie der Universität Tel Aviv zeigt, erholen sich Raucher mit der Darmkrankheit *Colitis ulcerosa* schneller als ihre nichtrauchenden Leidensgenossen. Doch auch das ist noch nicht alles: Laut der *New York Times* »verändert Nikotin im wahrsten Sinne des Wortes das Angebot an wichtigen chemischen Botenstoffen, die für Gefühle wie Belohnung oder Wohlbefinden benötigt werden. Es gibt Hinweise darauf, dass Zigaretten uns unsere Aufgaben leichter und besser ausführen lassen, unser Langzeitgedächtnis verbessern, unsere Ängste reduzieren, unsere Schmerzschwelle erhöhen und Hungergefühle unterdrücken.«

? Gibt es japanische Kamikaze-Piloten, die den Zweiten Weltkrieg überlebt haben?

Auf der Suche nach einer Antwort rief ich bei der Japanischen Botschaft an, die mich geduldig anhörte, um mir dann sehr freundlich einen Arbeitsplatz beim Brückenbau in Südostasien anzubieten – drei Jahre bei freier Kost und Logis. Daraufhin wandte ich mich an den Historiker Dr. Michael Morgan, der mir meine Frage beantwortete: »Wie die meisten Menschen wissen, bestand die Aufgabe der Kamikaze-Piloten – der Ausdruck »Kamikaze« bedeutet übrigens »göttlicher Wind« – darin, sich mit einem mit Sprengstoff beladenen Flugzeug im Selbstopferangriff auf



Schiffe der Alliierten zu stürzen. Doch um diese Aufgabe erfüllen zu können, mussten sie zunächst ein alliiertes Schiff finden, und wenn sie keines entdeckten, kehrten sie zu ihrer Basis zurück. Es gab sogar einen Kamikaze-Piloten, der zu nicht weniger als elf Missionen aufbrach und dennoch den Krieg überlebte.«

? Was sind die Hintergründe des amerikanischen Ausdrucks »the whole nine yards«?

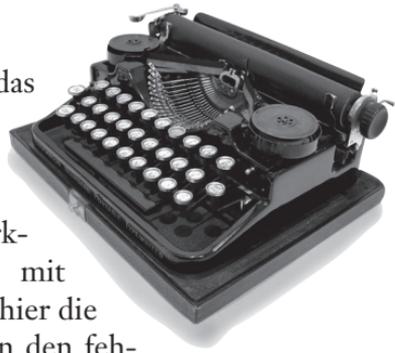
Der Ausdruck »the whole nine yards« (zu Deutsch etwa »das volle Programm«) entstand im Zweiten Weltkrieg, als die Flugzeuge der amerikanischen Piloten im Südpazifik mit Maschinengewehren ausgestattet waren, deren Länge exakt 27 Fuß, also neun Yards betrug. Wenn ein Flieger also seine gesamte Munition auf einen Gegner abfeuerte, sprach man demzufolge davon, er hätte ihm »die vollen neun Yards« gegeben.

? Stimmt es, dass ein Schimpanse, wenn er unendlich viel Zeit zur Verfügung hätte, mit einer Schreibmaschine die gesammelten Werke von Shakespeare verfassen könnte?

Die Frage, die sich hier eigentlich stellt, lautet: »Wie lange währt die Unendlichkeit?« – und ist daher eher philosophischer als faktischer Natur. Nichtsdestotrotz gilt: Ganz egal, wie lange die Unendlichkeit währt, sie dauert nicht lange genug, um einen Schimpansen, der willkürlich auf einer Schreibmaschine herumhackt, Shakespeares Gesamtwerk produzieren zu lassen. Lassen Sie mich das kurz erläutern:

pougLWEN-
GlegfnELGFKNewfdfsDFL-
Negflkndfkmdvwgmsdgv

Das ist in etwa das Ergebnis, das ich erhalte, wenn ich mich wie ein Schimpanse an das Verfassen von Shakespeares Werk mache – und es hat wirklich nicht viel Ähnlichkeit mit »Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage« (selbst wenn man von den fehlenden Leerzeichen einmal absieht). Geht man davon aus, dass das Alphabet 26 Buchstaben umfasst, und nimmt man einmal an, dass die fragliche Schreibmaschine keine Satzzeichen auf der Tastatur hat, stünde die Wahrscheinlichkeit, dass der obige kurze Satz entsteht, bei eins zu sechsundzwanzig hoch dreißig (Leerzeichen und Interpunktion nicht berücksichtigt) – und das ist eine Zahl, die nicht mal mein Taschenrechner berechnen kann. Also stehen die Chancen auf einen solchen »Glückstreffer« so schlecht, dass man mit ruhigem Gewissen behaupten kann, dass er sich bis in alle Ewigkeit nicht ereignen wird – und weit darüber hinaus.



? Wie und wann hat sich die amerikanische Aussprache entwickelt?

Ich hatte schon vermutet, die Antwort auf diese Frage könnte etwas mit der Tatsache zu tun haben, dass sich die amerikanische Aussprache aus den Akzenten Südwestenglands entwickelt hat (beispielsweise durch die Pilgerväter, die mit der *Mayflower* nach Amerika gingen und dort die ersten Kolonien gründeten), ganz im Gegensatz zum »Standard English«, das man heute im englischen Radio zu hören bekommt. Aber wirklich weiter kam ich mit meinen Erklärungen nicht. Also wandte ich mich an die Sprach- und Literaturwissenschaftlerin Dr. Karen Landy und erhielt folgende verblüffende Antwort:

»Nicht die Amerikaner haben ihre Aussprache weiterentwickelt, sondern wir Engländer die unsere. Wir haben angefangen, Worte zu verändern, nicht sie. Sämtliche Auswanderersprachen neigen zur sprachwissenschaftlichen Nostalgie, und so bewahren Emigranten archaische Ausspracheformen noch lange, nachdem sie im Heimatland schon längst nicht mehr benutzt werden. Lassen Sie mich Ihnen ein Beispiel nennen: Das »r« am Wortende, das uns so typisch amerikanisch erscheint, entsteht durch einen charakteristischen Zungenschlag weit hinten im Rachen. Dieser Klang ist typisch für den Westen Englands (Shakespeare dürfte sein »r« am Wortende ähnlich ausgesprochen haben), für den englischen Norden und für Irland. Die meisten Siedler, die im 19. Jahrhundert von den britischen Inseln nach Nordamerika gingen, kamen aus dem Norden und Westen Englands und aus Irland, und dort vor allem aus den sechs nördlichen Counties der damaligen Provinz Ulster.«

Ich fragte Karen Landy nach meiner »Amerika als

Schmelztiegel«-Theorie. Welche Einflüsse hatten die Sprachen der anderen Einwanderer?

»Die nichtenglischen Dialekte übten nur einen relativ geringen Einfluss auf die Sprache aus, kamen dafür aber in der Aussprache viel stärker zum Tragen – vor allem die deutsche und die irische Aussprache. Außerdem legten die Amerikaner die englische Aussprache schon früh und ganz bewusst ab, sozusagen als Begleiterscheinung ihrer Unabhängigkeit, während dies in anderen Ländern wie Australien oder Neuseeland nicht geschah und man dort auch weiterhin Lehrer und Beamte aus der ›Heimat‹ importierte. Dennoch sind beide Akzente einander auch heute noch in großen Teilen so ähnlich, dass Ihre Frage eigentlich lauten müsste: Warum gleichen sich die englische und die amerikanische Aussprache so sehr?«

Gute Frage.

Woran liegt es, dass Menschen im Alter politisch meist rechtsorientierter werden und nur selten linksorientierter?

Es gibt ein altes Sprichwort, das etwa so lautet: Wer mit einundzwanzig kein Sozialist ist, hat kein Herz – und wer mit vierzig noch Sozialist ist, hat keinen Verstand. Damit ist über diese Frage im Grunde alles gesagt.

Meine eigene politische Entwicklung ist ein gutes Beispiel: Bis auf einen kurzen Flirt mit der *Conservative Party* als Siebzehnjähriger (weniger aus philosophischer Überzeugung als vielmehr, um meinen sozialistischen Vater vor den Kopf zu stoßen) war ich in meiner Teenagerzeit und als junger Erwachsener ein – zumindest einigermaßen überzeugter – Linker. Natürlich kann dies bis zu einem gewissen Grade



der Tatsache zugeschrieben werden, dass ich aus einer Labour-Familie kam, die einmal den britischen Ex-Premierminister Clement Attlee zum Tee begrüßen durfte (es war 1964, und ich erinnere mich in dem Zusammenhang nur an einen sehr alten Mann). Aber ich bin auch davon überzeugt, dass Idealismus eine Begleiterscheinung des Heranwachsens ist, und außerdem lässt es sich viel leichter für die Umverteilung eintreten als für Steuerensenkungen – vor allem, wenn man selbst nicht derjenige ist, dessen sauer verdientes Geld umverteilt werden soll.

Mit 24 begegnete ich dem berühmten englischen Komiker Frankie Howerd. Damals versuchte ich, ihn zur Mitwirkung an einem schrecklichen Dokumentarfilm für die BBC zu überreden, an dem ich gerade arbeitete. Das Treffen, das im Büro seines Agenten in London stattfand, dauerte drei Stunden, in deren Verlauf der ebenso triebhafte wie habgierige Fernsehstar mir nicht nur erklärte: »Ich könnte meinen Schwanz in deinen Arsch stecken, wann immer es mir passt.« (Ich antwortete: »Tut mir leid, Mister Howerd, aber dafür bezahlt die BBC mich nicht gut genug.«), sondern mich auch nach meinen politischen Überzeugungen fragte, und als ich sagte, dass ich Sozialist sei, meinte er: »Oh, das liegt nur an deiner Jugend. Warte, bis deine Lenden gesprochen haben, dann denkst du anders darüber.«

Ich lächelte nachsichtig – so nachsichtig, wie man eben sein kann, wenn ein triebhafter Homosexueller gerade versucht, einem an die Wäsche zu gehen – und vergaß seine

Worte, bis ... genau, bis meine Lenden gesprochen hatten und ich stolzer Vater zweier Söhne war.

Zu diesem Zeitpunkt war ich längst zum Konservativen geworden und bin es auch heute noch (obwohl ich mich nie der *Conservative Party* anschloss – hauptsächlich deshalb, weil ich einfach keine Konservativen mag). Was hat das alles mit den eigenen Kindern zu tun? Eine ganze Menge, glaube ich. Meine idealistische Weltsicht hat sich sehr stark auf die Bedürfnisse meiner Kinder eingeeignet und konzentriert sich nun völlig auf meine Wünsche und Ängste für ihre Zukunft. Ein Sozialist würde – oder *müsste* – sich hauptsächlich Gedanken über eine gute Ausbildung für alle Kinder machen; ich denke in erster Linie an die Ausbildung *meiner* Kinder. Das Gleiche gilt beim Thema Gesundheit. Tatsache ist, dass alle Kinder eine gute Ausbildung und Gesundheitsversorgung bekommen sollten – in Wahrheit ist das nicht einmal ansatzweise der Fall.

Ich halte es also tatsächlich für eine Begleiterscheinung des Älterwerdens, des zunehmenden Wohlstands und der Sorge um die eigene Familie, dass sich die meisten Menschen im politischen Spektrum nach rechts bewegen. Natürlich gibt es Ausnahmen: Man denke nur an jemanden wie Tony Benn, der im Alter immer linkslastigere politische Standpunkte vertrat. Aber schon Harold Wilson sagte über ihn: »Er wird im Alter immer kindischer.« Und würde ich denn einem ehemaligen britischen Premierminister widersprechen?

? Ist es moralisch falsch, eine CD, die man einem Freund zum Geburtstag schenkt, vorher zu kopieren?

Bei dieser Frage handelt es sich um ein äußerst komplexes Problem. Meine eigene Ansicht lautet, dass es nichts daran auszusetzen gibt, eine CD zu kopieren, solange sie nicht im Verlauf des Kopiervorgangs beschädigt wird und solange der Empfänger nichts davon erfährt. Dennoch wollte ich zu diesem Thema unbedingt die Meinung von Experten einholen. Doch an wen sollte ich mich da wenden? Letztendlich entschied ich mich für einen guten Bekannten und für zwei Freunde. Der Bekannte war Father Michael, ein katholischer Priester, und bei den Freunden handelte es sich um Stuart, der einen Abschluss in Philosophie hat, und Steve, einen professionellen Songwriter.

Father Michael vertrat die Ansicht, dass ein solches Vorgehen nur dann gerechtfertigt sei, wenn man dem Empfänger mitteilte, was man getan hatte – wenn man also mit offenen Karten spielte.

Stuart sprach sich gegen das Kopieren aus. Obwohl es von einem utilitaristischen Standpunkt aus (das größtmögliche Glück für die größtmögliche Zahl von Menschen) im Grunde sogar eine positive Handlung sei, lehnte er es mit der Begründung ab, dass die CD

in dem Moment kein Geschenk mehr wäre, in dem man sie kopierte – ganz egal, ob man dem Empfänger hinterher davon erzählte oder nicht. »Mit anderen Worten:



Durch deine eigenen Handlungen änderst du die Eigenschaften des Objekts.«

Eigentlich war ich davon ausgegangen, dass Steve – der schließlich jedes Mal Tantiemen verliert, wenn jemand eine CD kopiert – sich absolut gegen diese Vorgehensweise aussprechen würde, doch tatsächlich unterstützte er die Idee sogar. Daran konnte nicht einmal die Tatsache etwas ändern, dass er mich zunächst missverstand und annahm, ich würde ihm gerade anbieten, etwas für ihn zu kopieren. »Nee«, sagte er, »das ist cool. Auf jeden Typen, der sich eine CD abgreift, kommen ein Dutzend Leute, die sie kaufen, und je mehr Leute sich die Musik reinziehen, desto besser ist es für uns alle.«

Da hören Sie's – sozusagen frisch aus der Plattenpresse.

? Was ist das Beste, was man in einem abstürzenden Aufzug machen kann?

Beten. »Wenn alle Aufzugkabel plötzlich verschwunden sind und der Aufzug mit einer Geschwindigkeit von etwa 18 Metern pro Sekunde – oder etwa 65 Stundenkilometern – in die Tiefe stürzt, kann man nichts tun, um den Aufprall abzufangen. Bei einer derartigen Geschwindigkeit und einer ausreichend langen Wegstrecke bleibt einem nicht einmal genug Zeit zum Nachdenken, geschweige denn zum Handeln. Man endet als Pfannkuchen.« So weit Dr. Adrian Newman, ein Physiker, den ich noch aus gemeinsamen Schulzeiten kenne.

Und was ist mit Springen?

»Warum?«

Um die Gewalt des Aufpralls auf ein Mindestmaß zu reduzieren.

»Selbst wenn es dir gelingen würde nachzudenken – was dir, wie gesagt, nicht gelingen wird –, wäre Springen keine gute Idee. Du fällst mit 65 Stundenkilometern der Erde entgegen, kannst aber bestenfalls mit der Geschwindigkeit von sechs oder acht Kilometern pro Stunde hochspringen, und das auch nur, wenn du deinen Sprung zum perfekten Zeitpunkt ausführst. Im Optimalfall schlägst du immer noch mit einer Geschwindigkeit von 65 minus 8, also mit 53 Stundenkilometern auf dem Boden auf und wirst nach wie vor zermatscht. Man kann es auch anders ausdrücken: Sagen wir mal, du hast eine Grenzgeschwindigkeit von 30 Metern pro Sekunde. Selbst wenn du ein Sportler von olympischem Format wärst, könntest du höchstens mit einer Geschwindigkeit von drei Metern pro Sekunde in die Höhe springen. Damit würdest du deine Grenzgeschwindigkeit auf 27 Meter pro Sekunde reduzieren – was in etwa auf das Gleiche hinausläuft, als würdest du nicht mehr aus dem 22. Stock, sondern nur noch aus dem 20. Stock springen.«

Kann ich denn gar nichts tun? Mich selbst abstützen oder an den Fahrstuhlwänden festklammern?

»Das wäre eine gute Idee bei langsamen Geschwindigkeiten wie zehn oder 15 km/h, und wenn du deine Knie beugst, würden deine Beine dann auch nicht in deinen Körper gepresst, aber in einem abstürzenden Aufzug ist so etwas völlig nutzlos. Am besten solltest du nur zusammen mit besonders dicken Menschen Aufzug fahren, weil dann bei einem Absturz die Chance besteht, dass sie deinen Aufprall dämpfen. Andererseits: In einem Aufzug mit sehr dicken Leuten steigt natürlich die Chance auf einen Absturz.«



Bekommen Frauen, die zusammen wohnen/ arbeiten, zum gleichen Zeitpunkt ihre Periode?

Wie die meisten meiner Geschlechtsgenossen weiß ich nur sehr wenig über diese Zeit des Monats im Leben einer Frau. Nichtsdestotrotz empfinde ich, genau wie die meisten meiner Geschlechtsgenossen, gesunden Respekt (nein, eher »Skepsis« oder noch besser »Angst«) vor PMS. Aber dann stieß ich auf einen hochinteressanten Aspekt.

»Als die Menschen noch in Höhlen lebten, menstruierten die Frauen in der Regel gleichzeitig – nämlich bei Vollmond«, so Sozialanthropologin Dr. Lorraine Mackintosh. »Dieser Umstand trug dazu bei, dass die Männer in der hellsten Nacht des Monats auf die Jagd gingen, statt zu Hause zu bleiben und mit ihren Frauen zu schlafen. Hinzu kam ein weiterer Vorteil: Wenn alle Frauen in der Gruppe gemeinsam menstruierten, dann war auch die Wahrscheinlichkeit größer, dass sie gleichzeitig schwanger wurden – was die Wahrscheinlichkeit erhöhte, dass immer eine andere stillende Frau zugegen war, die ein fremdes Kind säugen konnte, falls die Mutter bei der Geburt starb. Auf diese Weise wurde das Überleben der eigenen Art gesichert.«

Aber das galt doch nur damals, oder? Was ist mit unserer heutigen Zeit, in der die Männer nicht mehr gemeinsam jagen gehen und ein Neugeborenes mit der Flasche großgezogen werden kann, falls die Mutter im Kindsbett stirbt?

»Sie unterschätzen ganz offensichtlich die Natur dieser biologischen Notwendigkeiten: Ihre Macht erstreckt sich noch weit über den Zeitraum hinaus, in dem sie tatsächlich erforderlich waren. Deshalb produzieren Frauen auch Pheromone – unbewusste, geheime Düfte, die den Zustand unseres Hormonhaushalts reflektieren –, was dazu führt, dass

Frauen, die zusammen wohnen, häufig feststellen, dass sich ihre Zyklen aneinander angleichen. In einer Studie wurde sogar Folgendes herausgefunden: Wenn man einer Frau den Schweiß einer anderen Frau (mit den darin enthaltenen Pheromonen) regelmäßig unter die Nase hält, verläuft ihre Periode schon bald synchron mit der der anderen Frau – auch wenn die beiden Frauen einander nie zu Gesicht bekommen. Denn selbst die rudimentären Reste dieser urzeitlichen Bindung haben noch solch eine starke Wirkung.«

? Warum hängen Männer den ganzen Abend im Sessel vor dem Fernseher herum?

Diese Frage wurde mir von der verärgerten Frau eines ganz besonders trägen Freundes gestellt. Sie wusste, dass ich an diesem Buch arbeitete, und stellte mich vor die Aufgabe, eine Antwort – irgendeine Antwort – auf ihr Problem zu finden, die *nicht* darauf hinauslief, dass sie einfach nur einen faulen Sack geheiratet hatte. Bei meinen Forschungen landete ich zunächst bei einem Wissenschaftler namens Michael Gurian, der zuvor nachgewiesen hatte, dass Männer Frauen gar nicht bei der Hausarbeit helfen können, weil ihnen Dinge wie Staub und Schmutz schlicht und einfach nicht

